

Laudatio von Prof. Dr. Gianni D'Amato, Direktor des Schweizerischen Forums für Migrationsstudien Schweiz, Universität Neuenburg, anlässlich der Zuerkennung des Zurlaubenpreis für Sprach- und Buchkultur 2010 der Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr an den Verein Bücher ohne Grenzen Schweiz VBOGS/Association Livres sans Frontières Suisse ALSFS, gehalten am 10. Juni 2010 im Kornhausforum Bern.

Sehr geehrte Frau Alt-Bundeskanzlerin,
sehr geehrter Herr Stiftungsratspräsident,
liebe Frau Bär,
liebe Preisträger,
sehr geehrte Damen und Herren,

Es ist mir eine grosse Ehre, mit dieser Rede einen Verein zu würdigen, den Verein Bücher ohne Grenzen, Association Livres sans Frontières Suisse, Associazione Libri senza Frontiere Svizzera, der in einzigartiger Weise nicht nur die moderne Vielsprachigkeit der Schweiz dokumentiert, sondern zum Leben erweckt. Diese Initiative stammt aus Renens, einem Schmelztiegel der Schweiz vor den Toren Lausannes und hat sich auf über ein Dutzend Kantone verbreitet. Menschen unterschiedlicher Herkunft treffen auf Bücher und Medien unterschiedlicher Sprachen. Bibliotheken werden auf diese Weise Orte des Wissens und des Tausches, der Verständigung aber auch der Identitätsbildung. Ein wichtiger Punkt in der Philosophie des

Preisträgers bildet die Förderung und Pflege der Erstsprache, der Herkunftssprache von Kindern und Jugendlichen, eine Voraussetzung zum Erwerb der Erstsprache.

Die Frage der Sprache und des Spracherwerbs ist im Zuge der gegenwärtigen Verabsolutierung der Integrationsfrage zu einer aktuellen politischen Frage geworden. Die Darstellung der Gefahr vor Parallelgesellschaften, wie sie in Deutschland und dem Vereinigten Königreich, aber vermehrt auch in der Schweiz kursieren, sind Belege einer Redramatisierung der Fremdenfrage, die gerade darum besorgniserregend ist, weil sie sich unter dem Hut der Integration wiederfindet, dem *Buzz-word* der heutigen Zeit.

So hat gerade unlängst ein bekannter deutscher Soziologe, Hartmut Esser, mit grossem empirischen Elan zu belegen versucht, dass die Beherrschung mehrerer Sprachen keinen, hingegen die Kompetenz der Zweitsprache, also des Deutschen, Französischen oder Italienischen in der Schweiz, allein die notwendige Voraussetzung für eine erfolgreiche Schullaufbahn darstellt. Doch Sprache hat mehr als nur eine funktionale Bedeutung: Sie hat auch mit Identität zu tun, mit dem Kultivieren von Bezügen und mit Emotion. Ganz in diesem Sinne haben andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gezeigt, wie wichtig die Sprache der Herkunft in persönlicher, sozialer und kultureller Hinsicht ist. Der Aufbau einer positiven Identität beruht sowohl bei der so genannt ersten wie zweiten Generation auf der Beherrschung der Erstsprache als eine Art Matrix, welche eine wichtige Funktion für das Erlernen einer neuen Sprache hat.

Dies ist sicher nicht der Ort um eine wissenschaftliche Kontroverse auszufechten. Und im Streit der Experten und der Expertisen ist es häufig wie in der Politik: man neigt dazu, den Angehörigen des eigenen „Stalls“ recht zu geben. Denn der Streit um Sprache reicht tief. Wie sagte Wittgenstein so schön: Das Ende meiner Sprache ist das Ende meiner Welt. Und ein iranisches Sprichwort meint, jede neue Sprache, die man spricht, eröffnet den Zugang zu einer neuen Welt.

Für mich persönlich war die Eröffnung einer neuen Welt mit dem Jahr 1973 verbunden. Damals war ich 10: viele Landsleute meiner Eltern verliessen das Land. Was Schwarzenbach mit seiner Initiative 1970 nicht geschafft hatte, schaffte die OPEC nach dem Jom Kippur Krieg. Für mich, der das Deutsch auf der Strasse gelernt hatte und in der Schule nicht gut war, war der Vorschlag meiner Eltern, eventuell den Kurs in heimatlicher Sprache und Kultur zu besuchen, nicht wirklich erbauend. Der wöchentliche Kurs sollte am Schluss ein Äquivalent des italienischen Schulabschlusses einbringen, was mich und meinesgleichen in Italien anschlussfähig machte, hätte die Krise auch unsere Väter um ihre Arbeit gebracht und zur Rückkehr gezwungen.

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität in einer Klasse mit lauter italienischen Buben und Mädchen, welche ich zum ersten Mal in so grosser Zahl in einem Raum sah, erwies sich zunächst als pures Pauken. Schule differenziert ja unabhängig vom Lehrstoff in wissen / nicht-wissen, daher bedeutet der Unterricht in „heimatlicher Sprache und Kultur“ zunächst einmal die Beherrschung der verschiedenen Vergangenheitsformen. Und es schien im Italienischen unendlich viele Vergangenheitsformen zu geben. Aber die Lehrerin gefiel mir: Sie fuhr einen Alfa Romeo Giulia, wie unsere Familie, und sie liebte uns.

Insbesondere ein dickes Buch mit dem Titel „Tempo e Cultura“ hatte es mir angetan. Darin gab es Geschichten, die wir in der vierten Schweizer Klasse noch nicht hatten: Wie beispielsweise Herr Bianchi mit dem roten Sportwagen Herrn Rossi vor der Nase davonfuhr aber im Stau doch hängenblieb. Oder die Schilderungen über den Zweiten Weltkrieg und über die Erschaffung Europas. Anne Frank und andere Autorinnen und Autoren berichteten von der Tragik des 20. Jahrhunderts und wie Menschen dennoch widerstehen konnten. Die Geschichte von Albert Schweizer hatte mich sehr beeindruckt, insbesondere wie er im Kongo gegen die Lepra half. Da wusste ich: ich wollte Arzt werden. Und da begriff ich erst, dass ich dafür den Notenschnitt erhöhen musste.

Es ist dies nicht die Schilderung einer Tellerwäscherkarriere, sondern einer etwas schwierigen Emanzipation, die ausserdem ins Ungewisse führte. Die Bekanntschaft mit Bibliotheken spielte dabei eine nicht unbedeutende Rolle, denn man muss wissen: wer eine Bibliothek eröffnet, macht Menschen unglücklich. Denn wenn man aus dem Dorf in die Stadt zum studieren geht, heissen plötzlich die grossen Leute nicht mehr Herr Zyswiler und Frau Rocchetti, sondern Montaigne, Kant oder Habermas. Und der Bücher, die man lesen muss, gibt es unzählige. Das Unglück bestand und besteht bis heute in der schieren Aussichtslosigkeit des eigenen Tuns. Jedes Buch, das ich las, wartete am Ende mit einer Liste von dreihundert anderen Büchern auf, die ich nicht gelesen hatte. Die lineare Wachstumskurve meines eigenen Wissens war untrennbar mit einer exponentiell wachsenden Kurve meines Nichtwissens verbunden. Ich las wie ein Hase, um beim Gang

in die Bibliothek festzustellen, dass die Igel schon hundert neue Steine in meinen Weg gelegt hatten.

Der tiefen Enttäuschung zum Trotz, dass Wissen nicht glücklich macht (und nach meiner Erfahrung auch nicht besonders reich), ist Lesen doch schön: Es gibt einem das dankbare Gefühl, etwas zu verstehen, was man vorher nicht verstand. Es bleibt ein Glück, Fragen zu haben und Antworten zu finden. Es macht Freude, Geschichten zu erfahren und diese mit anderen zu teilen. Sie geben Einblick in Leben, mit denen wir uns identifizieren können, und mit anderen Sichtweisen, die wir nicht verstehen. Bücher müssen keine Funktion haben und können dennoch helfen. Wissen macht auch glücklich!

Gegen alle Sinnlosigkeitsgefühle und Selbstzweifel, die einen hie und da packen, würde ich daher immer noch Wissen und Bücher als Gut verteidigen: Sie befriedigen die Freude an der Erkenntnis und die intellektuelle Neugier, und Bibliotheken sind jener Ort, die diese Bedürfnisse erfüllen können.

Die Sprache, mit der dieses Wissen, diese Geschichten verbreitet werden, ist nicht unwichtig. Gerade in der Schweiz sollte die Versiertheit in mehr als einer Sprache zu sprechen die Anerkennung nicht verweigert werden. Damit in der Schweiz Migrantinnen, Migranten wie auch Schweizer den Bezug zu ihren Sprachen nicht verlieren, sind entsprechende Ressourcen notwendig.

Christina Viragh, eine Schweizerin ungarischer Herkunft, die heute in Rom lebt, meinte in einem Interview in einem kürzlich von Martina Kamm, Bettina Spoerri, Daniel Rothenbühler und mir (Titel: Diskurse

in die Weite. Kosmopolitische Räume in der Schweiz)

herausgegebenen Buch, das letzte Woche erschienen ist:

„Ich habe irgendwann angefangen, viel in Ungarisch zu lesen. Ich habe heute keinen grossartigen Wortschatz, aber es ist alles andere als Kinderungarisch. Wenn ich in Budapest bin, kann ich mich weitgehend unsichtbar machen, die Menschen merken nicht, dass ich Ausländerin bin – ausser wenn es um tiefe Diskussionen geht. (...) Ungarisch ist für mich eine Muttersprache, ich habe einfach zwei Muttersprachen. Das Ungarische ist mir ganz nahe, es besitzt eine Intensität, einen intimen Wert, der ganz für sich steht. (...) Der Zugang zu Sprachen ist ja immer emotional, und ich habe einfach eine doppelte Emotionalität, was Sprachen betrifft.“

Eugène, rumänischer Autor, der in der Romandie lebt, meinte hierzu:

„J’ai lu par exemple à Renens lors du festival financé par Pro Helvetia : Renens – capitale culturelle de la Suisse (car Renens est la ville Suisse où il y a les plus étrangers proportionnellement). On m’a donc demandé d’y lire de *mon nom*, parce que j’ai écrit ce livre d’abord en roumain puis je me suis auto-traduit en français. Là, je sentais que l’intérêt pour le texte concernait d’abord l’aspect social. Je suis un étranger, je me suis adapté à la Suisse, j’écris en français et tout à coup je décide de revenir à ma langue maternelle, même si je l’écris mal. Beaucoup des lecteurs ont trouvé dans ce texte un écho de leurs propres expériences. (...) Ils m’ont dit avoir ressenti la même chose que mon personnage. Ils n’osaient pas apprendre une langue de peur de se dissoudre dans la langue étrangère.“

Damit solche Ängste nicht überhand nehmen und sich abschleifen, braucht es interkulturelle Bibliotheken. In diesem Sinn gratuliere ich dem Verein Bücher ohne Grenzen Schweiz zur Zuerkennung des diesjährigen Zurlaubenpreises für Sprach- und Buchkultur 2010 der Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr.

Meinen herzlichen Glückwunsch